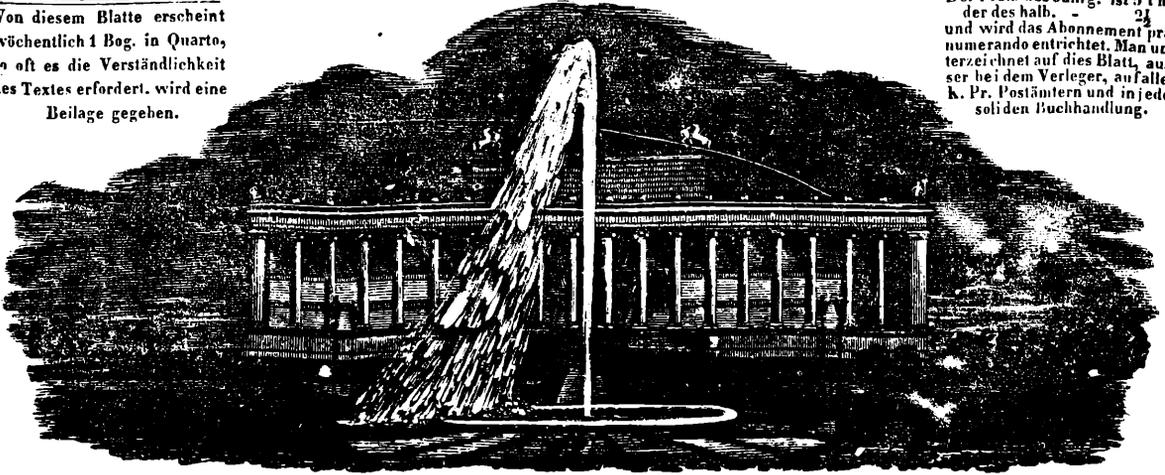


Von diesem Blatte erscheint wöchentlich 1 Bog. in Quarto, so oft es die Verständlichkeit des Textes erfordert, wird eine Beilage gegeben.

Der Preis des Jahrg. ist 5 th- der des halb. - 2½ - und wird das Abonnement pränumerando entrichtet. Man unterzeichnet auf dies Blatt, ausser bei dem Verleger, auf fallen k. Pr. Postämtern und in jeder soliden Buchhandlung.



# MUSEUM,

## Blätter für bildende Kunst.

Berlin, den 10. October.

Redacteur Dr. F. Kugler.



Verleger George Gropius.

### Bericht über die Berliner Kunst-Ausstellung.

(Eröffnet am 18. September 1836.)

#### Landschaft.

(Fortsetzung.)

In dieser See-Helden-Tragödie macht der Untergang des Vengeur eine gesonderte Scene. Für den Fehler, dass sie am 29. Mai von der Linie abgekommen, schwor sich die Mannschaft, ihre Ehre rein zu waschen und zu rächen. Angegriffen von dem englischen Schiffe „Braunschweig“ und bald durch die Hinzukunft zweier andern eingeschlossen, unterhielt der Vengeur lange Zeit einen Kampf gegen so überlegene Kräfte, den nur die äusserste Tapferkeit gleich machen konnte. Von den Kartätschen der Engländer war schon die Hälfte der Mannschaft niedergeworfen, ohne dass der Widerstand der Uebri-

gen nachliess. Der Secondcaptain Lehyr blutete, schwer im Bein verwundet, so heftig, dass seine Kameraden in ihn drangen, hinabzusteigen, sich verbinden zu lassen. „Ich habe geschworen — erwiderte er — auf meinem Posten zu sterben; ich werde ihn nicht verlassen.“ Den Augenblick darauf wirft ihn eine Kettenkugel hin; Courage mes amis! ruft er sterbend, vengés nous! Neu entflammt durch dieses Beispiel, bedienen die Seinen das Feuer mit so rapidem Eifer, dass der „Braunschweig“ zurückweichen muss. Aber die beiden andern Linienschiffe drängen; und doch, ganz entmastet, durchlöchert von Kanonenschüssen, so dass der untere Schiffsraum schon voll Wasser ist, will sich der Vengeur nicht ergeben. In dem Augenblick, wo bereits das Schiff das Sinken droht, die letzten Kanonen vom Wasser erreicht werden, feuert noch die Mannschaft ihre Lage ab, die Seeleute eilen das Verdeck hinan, um die Flagge zu befestigen, damit sie nicht mehr über Wasser komme, und nicht in die Hand der Engländer falle, und so, die Hände zum Himmel erhoben, die Hüte in die Luft schwingend, wie im Triumph, sin-

kensie, unter wiederholten Rufen: Vive la republique! Vive la liberté et la France! in die Tiefe.

Nur der Capitain-Rénaudin, sein Bruder und ausser einigen andern Offizieren etliche vierzig Mann, die sich in Schaluppen geworfen, entgingen, aufgenommen von den Engländern, dem freiwilligen Untergang. Die Ausdauer der Uebrigen, ihre eifrige Bewahrung der Nationalflagge, und ihre jauchzende Todesfreudigkeit ist mehrstimmig von englischen Zeugen bestätigt.

Als in der Nationalversammlung Barrère de Vieuzac, Mitglied des Comité de salut public, jenen Seekampf ganz im Interesse seines elenden Collegen Jean Bon Saint André darstellte, that er zugleich den Vorschlag, dass das Modell des Vengeur im Pantheon erhöht und der Heroismus seiner Mannschaft den Malern, Dichtern und Plastikern zu verherrlichen aufgegeben werde.

Was die Dichter betrifft, so hat Lebrun jenen begeisterten Opfern eine feurige Ode gewidmet, und von Chénier rühmt man die Apostrophe:

Lève-toi, sors des mers profondes,  
Cadavre fumant du Vengeur,  
Toi, qui vis le Français vainqueur  
Des Anglais, des feux et des ondes!  
D'où partent ces frux déchirants?  
Quelles sont ces voix magnanimes?  
Ce sont les braves expirans,  
Qui chantent du fond des abîmes:  
Gloir au peuple Français!

(Erhebe dich, dem Meer entstiegen,  
O Vengeurs Leib in Gluth und Dampf!  
Der du Franzosen sahst im Kampf  
Engländer, Feuer, Fluth besiegen!  
Woher die herzdurchschneidenden,  
Die Stimmen stark, voll Heldenodem?  
Die Tapfern sind's, die Scheidenden,  
Die singen von des Meergrunds Boden:  
Ruhm Deinem Volk, o Frankreich!)

Was die Maler betrifft — wir sehen's hier vor uns, was Geist und Hand in dieser Kunst leisten konnte! Wir selbst sind mitten in den Zorn der Elemente versetzt. Zu uns herab reichen die hohen Wogenkämme, die oben um den Leib des mächtigen Wraks hellerschäumend schlagen und von ihm steil hernieder gegen uns die zwei überfüllten Böte schütteln, in die noch Einzelne aus dem Wasser gezerrt werden. Drüben umspielen die Wellen den liegenden grossen, ganz ent wurzelt hinausgeworfenen Hauptmast, an dem auch noch ringende Schwimmer sich emporklammern. Hier zur Seite vor den Böten, wo der hervorwallende Pulverdampf die Fluth überschleiert, mühen sich ein Paar Andere, der Capitain selbst wie es scheint, in den verdunkelten Wellen. Ueber dem gesenkten Kiel des Vengeur und hinter ihm

empor wölben sich die Rauchwolken umher, aus welchen hoch herab die Wimpel und Segel des einen englischen Schiffes gespensterhaft hereinschauen; während auf der andern Seite weiter im Grunde das zweite ganz sichtbar ist. Mittendurch fällt der leuchtende Tag auf den vorngelobenen Schiffsleib, wo das Zeichen am Vordertheil, das Schnitzbild der Rächerin, noch aufrecht, den Dolch zückt. Das Licht, hell um das Gebälk greifend, zeigt die beglänzte Wand von Kugeln durchlöchert und in den Schiesscharten die geschwärzten Kanonen-Mündungen. Oben aber, wo die Braven noch in Waffen stehen, ragt kein Segel mehr, keine Stange, nur der Stumpf des Fockmastes steht gesplittert, dass man den Krach noch, mit dem er brach, zu hören meint; und tief am Bord liegt ein zerknülltes Segel. Es ist der äusserste Moment. Noch dampft unten am sinkenden Kiel hervor, und drüben über dem Steuerbord, der frische Rauch von der letzten Lage; schon haben eilige Matrosen den Bogsprit erklimmen, an dem sie mit eifriger Hast die Flagge festbinden, die niemandes Beute werden soll; schon senkt sich schwer der hintere Schiffstheil, wo im Rauch bewegte Soldaten anwärts dringen; und oben stehn sie wie fröhlich zusammengedrängt, die Arme, soviel nicht Wunden lähmen, erhoben, die Hüte auf Bajonnetten schwingend, die Gesichter begeistert; so niederfahrend versenden sie den letzten Lichtblick zwischen Dampf und Fluth, den letzten Hauch über dem Wasser zum hellen, schwärmenden Jubel, zum Getümmel des Enthusiasmus, in dem sie untergehen.

Die Palette, aus der diese Scene in's Leben gegangen ist, war von einem Meeresgeist angehaucht, der wetteifern kann mit den gerühmten Marine-Schilderungen eines andern Eugen in Paris, des Dichters le Sue, dessen Poesie in den Gefahren und Erhabenheiten desselben Elements den Grund für ihre Gewalt der Beschreibung und Schärfe der Stimmungen gefunden hat. Hier in dem Gemälde verbindet sich hohe Bestimmtheit der Erscheinung mit einem grossen Ton, mächtige Bewegung mit einem edeln Gleichgewicht. Dieses wilde Gewog, das mit dem treibenden Mast, mit Segelstangen, zerstreuten Menschen, Tonnen spielt, die Schaluppen brausend von einander reisst, um den Schiffsrumpf schäumt und aufzischt, ist durch grosse Züge vereinfacht. Das Pulvergewölk, das bräunend und graudend sich breitet und von der Abseite weisslich auffährt, ist von einem dreinschauenden Tage beherrscht, der seine tiefe Klarheit um den Stamm des ent wurzelten Mastes, und um die vordere Schiffswand legt. Das Gestaltengewirre in den schwankenden Schaluppen ist geordnet und begeistert durch die charaktervollsten Motive des Arbeitens, Trauerns, Ringens, Niederstarrens, das Gedränge oben durch geistreich individualisirtes, feuriges Leben. Im wirksamsten Contrast herrscht oben in der beschleunigten Thatkraft der Matrosen, die hingedrückt auf den Bogsprit so geschäftig die

farbige Flagge anschnüren, in den gefällten und geschwungenen Gewehren, den sich aufrichtenden, ausjauchzenden Soldatenfiguren die Bewegung des freien Muthes, unten in den gerüttelten Fahrzeugen, wie in den weiterzerstreuten Schwimmern, die Bewegung der Nothwendigkeit vor. Die Geretteten erscheinen als die Bedrängten, die Untergehenden als die Befreiten. Ein zeichnender Verstand des Bildes, giebt der ganzen Heftigkeit des Momentes eine geniale Ruhe und und uns den sichern Blick erfüllter Betrachtung.

Noch mehr vielleicht, als dieses in einen ruhigen Totalton gesetzte historische Seegemälde, ist zur Erinnerung an romantische Marine-Poesieen eines der Bilder von Gudin geeignet, von Gudin, diesem Musiker der Meerestöne, der Wellenlauf, Lichter, Luft und Gründe in so rein- und reichstimmiger Symphonie zu melodiren versteht. Wie schön ist, von ihm gespiegelt, selbst der Sturm! und wie geht da, wo er die friedsamern Athemzüge der See spielen lässt, ein Wohl laut durch seine Wasserlinien, den ihm die Nymphen des Meeres selbst scheinen eingeflüstert zu haben. Die ihm eigene tiefempfundene Bewegung der Fluth, die Reize der Lichtlagen in ihrem diminuendo und crescendo vereinigt in hohem Grade auch das Bild, welches ich hier meine, der Catalog nennt es ein Fahrzeug in Noth (c. 4<sup>e</sup> br.) — einvermält diesen Naturreizen ist ein ergreifender Reiz für das menschliche Gefühl. Zwischen aufgegangenem Mond und tiefer Sonne, in der Mitte zweier magischer und wunderbar ineinanderfließender Wasser- und Luft-Sphären, einer mondbeschimmerten und einer, die durchschienen vom feurigen Widerschein der Sonne, sich mit ihren verglimmenden Röthen in's Dunkellicht der andern in einer mystischen Harmonie verliert, wird das Boot gewiegt, das, nach dem Sturme, so süßrauschende und in ihrer Traumbewegung noch immer grossartige Wellen ruhig fortführen. Welch ein zaubrischer Genuss für einen harmlosen Beschauer wär' es, so gewiegt in der mildesten Heimlichkeit des Mondenschimmers den tiefwallenden Tönen des geheimnissreichen Elementes zu lauschen, hinzublicken nach der voraneilenden Welle, die sich anmuthig aufbäumend zum durchsichtigen Hügel wölbt, wie sie spielend ihre Schwellung und schnellwechselnden Farben wieder in die dunklere, tiefere Wasserfülle mischt, und weiter hinauszuschauen in die glühenden Wundergesichte, die das Feuer der untergehenden Sonne auf dem unendlichbewegten Spiegel emporzaubert! Welch ein Genuss wär' es! Aber welche Zeugen hat hier dieses umgebende Feenreich! dieses schöne Ungeheuer, die See, die ihre Spiele spielt und ihre Reize entwickelt wenig hekümmert um das Bedürfniss der Geschöpfe, die, in ihren magischen Kreis verloren, das alte Zauberspräch der Wasser nicht stören, welches die in ihm vergehenden Eintagskinder nicht spürt. Welche unglückliche Zeugen! Verschlagene, Ausgelungerte! Der

Eine, dem ein rothes Tuch um die brennenden Glieder hängt, startt aufgerichtet hinaus in den täuschenden Abendphosphor, heftet die aufgerissenen Augen in's Leere und streckt die zitternden Arme durch die linde Luft nach den Küsten, Palästen, Paradiesen, die ihm Sonnenspiel und innere Gluth vorlügt. Der Andere, Jüngere, mehr in der Mitte des Fahrzeuges stehend, entblößt, wie eine Leiche anzusehen, hält, die erschöpften Glieder spreitend, eine Stange, woran ein Lappen, die Nothflagge angebunden ist. Wie lange mag sie schon vergeblich in seinen Händen schwanken! Ein Dritter, wie es scheint schon Verkommener, liegt im Boden des Bootes, den Kopf nach unten ausgestreckt. Quer an ihm sitzen zwei andere; einer den Hals reckend mit qualvollgeöffnetem Munde; der Andere ein Neger, hat den Schenkel des Entseelten mit beiden Händen gefasst, und die blutigen Spuren daran zeigen, dass bereits der Durst die Verzweifelten Menschenblut schlürfen, der Hunger Menschenfleisch nagen gelehrt hat. Denn die im äussersten Schmachten zur sinnverlassenen Wuth entzündete Natur wandelt in hastiger Schwäche den Menschen zum blossen Thier, eh' er zum blossen Element verwest. Das ist grässlich. Und in dieser himmlischleuchtenden Dämmerung, in diesem glanzvollen Widerschein, auf dem lieblichen Grunde blinkender, schwankender, ineinanderfortschmeichelnder Wellen dieser Jammer, diess trockene Aechzen grimmiger Pein! das ist grässlich; und ich höre schon die Stimmen: Ja, so sind die Franzosen; das Entsetzlichste suchen sie aus, nur um zu exaltiren, durch grausamen Reiz hinzureissen, durch Ueberspannung zu bezaubern! — Zuerst möcht' ich doch fragen, ob hier wirklich Uebertreibung sei? Ob diese phantastische Lichtgluth über dem Fluthenrande, die sich so fließend mit einer für wahr an's Unbegreifliche gränzenden Harmonie hinübereilt in die durchsichtige Mondnacht — ob sie nicht in einer fühlbaren Uebereinstimmung sei mit der Unbegreiflichkeit des Schicksals, dessen Opfer in ihr träumen? Ob, wer auch nie Aehnliches in der Natur sah und sich dieses Zusammenfallen von Mondstand und Sonnenroth in eine Fläche nicht erklären kann, darum einen gewissen Glauben unterdrücken könne, so müsse in den Fieberstunden vereinsamer Meeresopfer Umgebung und Anschauung zusammendämmern und gesteigerte Qual von der fremdartigsten Süßigkeit, von übermächtiger Zauberei umflimmert sein? Und das Anstößigste, diess äusserste Elend, das eingehüllt in diese linde Harmonie so geisterstill vorüberzieht, ist es nicht wahr? nicht schon hundert- und hundertmal wirklich gewesen? Vielleicht muthet nur der Maler uns grosse Seelen zu, indem er die volle Möglichkeit dessen uns schauen lässt, wovon die volle Wirklichkeit Unzähligen vom Schicksal zugemuthet wird — Wer sie ertragen kann, für den muss die klare, empfindliche Vorstellung der Wahrheit, sei es der bittersten, von Werth sein; mindestens von grösserem,

als eine behagende Unwahrheit. — Mit ähnlichen Bemerkungen hat le Sue seine Salamandre begleitet, in der auch eine ungemeinklare, alle Töne dieses Unglücks durchführende Schilderung des Noth- und Hungerleidens Verschlagerener enthalten ist. Bei ihm kommen noch specielle, scharf motivirte moralische Gräucl zu den physischen hinzu; ebenso mögliche, aber die, weil ihre gedrängte Schärfe die Absichtlichkeit des Dichters verräth, die Wahrheit des Gemäldes zerstören. Dieser Vorwurf trifft Gudin nicht. Die Vergleichung aber seines Bildes, welches so gewandt Süßes und Entsetzliches verschmilzt, mit zahlreichen, nicht allein äusserlich gleichartigen, sondern innig verwandten Dichtungen der Romantiker in Paris, und nicht blos in Paris, kann den Maler vor dem Tadel schützen, sich einer eigenen Ueberreizung hingeben zu haben. Ich sehe in seinem Gemälde einen Spiegel der ganzen neueren Poesie, deren Reigen Lord Byron eröffnet hat, unter dessen gedichteten Scenen ebenfalls die treffendsten Gegenbilder dieses gemalten schon enthalten sind. Es ist ein Charakterzug unserer Zeitphantasie, den kein Einzelner gemacht hat, und den die Nachwelt aus solchen Werken verstehen wird, dass in ihr das Anmuthige, Wunderbare, Süsse nur mit beissenden Beisatz, marirt mit bitterm Geföhlen, erscheint. Am meisten freilich bei den Romantikern unserer Nachbarn, wo Hugo Unschuld und Weiblichkeit, damit sie leuchten, auf die Tortur bringt, Janin von wüthenden Schlangen erwürgen und ehrliche Männer, damit sie röhren, von Kanibalen fressen lässt. Und welcher Liebling der Lesenden überhaupt mischt nicht, so dort, so jenseit des Canals, Criminal-Verbrechen oder Schwindsucht in Tugend und ideale Träume? Fehlt es etwa bei uns an Gleichgestimmten dieses Hanges oder am Gefolge des in seiner Art verwandten Heine? Niemals hat die bildende Kunst einer so allgemeinen Stimmung widerstanden. Bei uns ist sie jetzt noch eine Linie von der französischen entfernt, aber womit war es doch, dass sie herantrat? Nicht mit trauerndem Königspaar, verzweifelndem Mädchen, trauerndem Räuber, trauerndem Rathsherrn, trauernden Juden, trauerndem Propheten, verschmachtenden Pilgern? Diese, sammt Klöstern, Ritterhöhlen und Kirchhöfen, stehen ganz analog zu unserer, obwohl in der Poesie verklungenen, Romantik.

Eine traurig wahre Staffage hat auch das andere, an Umfang grössere Bild von Gudin, welches uns neben einem Rand des Strandes hin auf das Meer bei Neapel, den Mol und Leuchthurm und dahinter den Vesuv mit seiner breiten Rauchwolke blicken lässt. Hier aber sind die Galeerensclaven, die im Vordergrunde sich müd hinstrecken oder im Kummer sitzen, verdriesslich essen, heftig sich balgen oder einzeln im Hemde Kleinwild fangen, so viel Charakter und Ausdruck in die Gruppen vertheilt ist, doch von der Lichtstärke und scenischen Macht des Ganzen so überwunden, dass das menschlich-Niedere und

Harte ihres Zustandes nur wie ein landschaftlicher Ton in der Naturgegenwart sich verliert. Sie sink hier, gleich den tiefer am Strand einer Barke Zueilenden, gleich dem Gedränge über diesen auf dem hohen Hafendamm, gleich den einzelnen Figuren in Fenstern, Balkonen zweier besonnter Gebäude am Vordergrund — alle kaum mehr als Gegenstände für Licht und Schatten, Noten im Accord eines warmen Tages.

Dieser Tag in Gudin's Blick auf Neapels Golf, ist von höchster Kraft. Die Sonne auf den ruhig sich fortrollenden Wellen kommt zu uns in einem Wasserflimmerstreif heran, der wahrhaft blendet. Noch fern der Schalten, der von der abplausenden Rauchwolke des Vesuv an seiner Hüfte streicht, ist klar durchwärm; in der Tiefe die Schiffe schweben deutlich im lauen Aether; die Masten und Seegel bei dem Leuchthurm greifen durch lichte Luft; und wie ist am Vordergrund die angesonnene Wand des hohen Gebäudes unter dem offenen Blau eine helle Lichtfläche, leicht belebt durch die Schatten einzelner Vorsprünge, und stark abgesetzt von dem nach vorn anstossenden Gemäuer, wo in tiefer Beschattung unter niederem Bogen der dunkle Canal hervorkommt. Wie bestimmt ist jeder Fleck, und doch so frei und breit die Wirkung der Massen. Von dünnem Gewölke, das wir über uns vor dem Sonnenschein schweben sehen, fallen leichte Dämpfungen vorn auf einzelne Theile und Gruppen des Strandes. In die Mitte des Golfs aber und hindurch unter Wölkchen und Rauch in den Grund ist volle Klarheit ergossen, und auf so hellem Grunde der hellere Schimmer von einer bewunderungswürdigen Reinheit. Jedem muss an diesem Gemälde die Oekonomie der Palette und leichte Pinselführung auffallen, und sichtbar ist es nur diese einfache Behandlung der Massen, welcher das Bild seine lichtvolle Wärme verdankt.

Gudin ist originell. Seine Töne, die sich zu keiner Vergleichung hergeben, muss man sehen, um sie zu kennen. Die See, Meeresluft, Wasserlichter kennt er aus Erfahrung als Seemann, und als Malergenie aus ursprünglicher Empfindung. Die reizende Harmonie, worin er die Erscheinungsmomente verbindet, fühlt man freilich als etwas ganz Eigenes, Ungewohntes, allein das kommt nur daher, weil es überall keine andere Einheit natürlicher Anschauung ausser ihm beseelten Auge des Menschen giebt, nothwendig daher die Harmonie stets das Eigenste jedes Malers ist. Es gilt dasselbe von dem Rhythmus seiner Wellen; da dieser ja eigentlich wieder nichts anderes ist, als der modulirnde Lichtwechsel. Und der ist bei ihm so nachdrücklich und zart, dass das gewiegte Auge unter dem Spiel der Oberfläche noch den Bewegungszusammenhang der tieferen Wasser, wie sie unter den Wellen hinlaufen, mitzuempfinden glaubt. Und wie manichfaltig ist er in diesem Spiel! Man vergleiche das erhabenbreite Gewoge, auf dem jenes unglückliche Boot so schauerlich vorüberschwebt, mit den unruhiggebäumten Fluthen in dem kleineren

Bilde No. 268. Der Catalog nennt es „Brandung bei untergehender Sonne;“ es ist aber wahrscheinlich bei diesem Bilde nur die Nummer verwechselt und gehört ihm wohl der Titel den die Nummer 267, die ich noch nicht finden konnte, führt, —: An die Küste geschleuderte Fahrzeuge. Denn die Sonne steht noch hoch, die durch Sturmwolken einen so blendenden Schimmer in die waldende Einwölbung anschwellender Wellen legt, und sichtbar ringen die beiden Schiffe, das eine vorn umfluthet, das andere tiefer im Bild von einem gewaltigen Schwall übergossen und stark in die Seile gelegt, ringen mit der unbändigen Fluth sich vergeblich ab, von der Küste und ihren Brandungen loszukommen. Die verdunkelte Luft, der lichte, frische Schaum, die stossende Wuth der gepeitschten Wasser, der Kampftanz der Schiffe — mit welcher Kraft ist das gegeben, und welche furchtbare Grazie schwingt sich durch die überall entgegretende lebhafteste Bewegung, durch die Perlenschnüre des Wassers! Das ist ein männlicher Blick in's wilde Seeleben.

Nun aber wollt' ich, dass meine Feder eine Mandoline und meine Dinte ein fließender Gesang wäre, wenn ich von dem Gemälde schreiben soll, welches derselbe tonreiche Pinsel so leicht hingezaubert hat, dass das schwere Wort nicht nachkommt! No. 271, „Sonnenuntergang“ heisst es, und ist ein Strand im Mondschein; 2 Fuss 8 Zoll breit; das lässt sich wohl sagen; aber die Seeligkeit, die in diesem Rahmen dämmert, nicht. Da steht ein Nacheu am Strand, und sein Anker liegt platt am Boden, und die flachen Wellen kommen mit verlorne Ringen unter dem Kahn herum in ihren Schlaf auf den ebenen Ufersand heran so stillanschiegend, so heimlich. Längs dem gerundeten Ufer, an das sie rühren, schleicht ein rüthlich grauer Tonstreifen von unbeschreiblicher Sanftheit.

Der hohe Mond, dünnumschleiert, erleuchtet drüben die Küstenhöhen, die im hellen Nachtduft träumen, und von der lichten Schlucht zwischen ihnen und einer Klippe, die thurmartig ragt, fließt sein Silberglanz über das bläuliche Wasser hervor. An der Klippe, die vor jenem stillen Lichtreich steht, haben Schiffe ihre ruhige Bucht; und noch weiter hinaus, da und dort, schimmert ein Segel fern und ferner. Hochüber geht der Himmel in tiefe Bläue. Eine hingehauchte süsse Ruhe füllt die Scene, und die zwei Fischerbursche, von welchen der eine auf dem Rand des Nachens vorn hockt, hinter ihm der andere, von innen hervorgelehnt, das Kinn in die Hand des aufgestemnten Armes legt, blicken mit tiefem Behagen in die erleuchtete Nacht. Drinn im Nachen sitzt noch eine Frau beim Licht einer Laterne, vielleicht mit einem Kinde beschäftigt. —

In diesem Bilde ist die feine Rhetorik Poesie. Der so sorgsam wahrgenommene, so zart gehaltene Effekt beschleicht die Seele. Und es rührt auch hier die Durchgängigkeit der Wirkung von der Vereinfachung der Mittel her. Denn nimmt man das Blau

des hohen Himmels aus, welches vielleicht nicht genug gebrochen und zu der vorherrschenden leichten Stimmung nicht ganz harmonisch ist: so gereicht die Mässigung der Töne und die Reinheit, in der sie vertrieben sind, zum Erstaunen. Je gelinder die Mondscheibe angedeutet ist, um so wirksamer bleibt das vertheilte Licht; und ausser den wenigen, am rechten Fleck angebrachten Höhungen, ist kein Pinselstrich zu erkennen; es ist nur ein Fluss von Ton in Ton und lässt sich nicht sagen, wo eine Farbe anfange oder aufhöre. Darin unterscheidet sich Gudin von nicht wenigen seiner Mitbewerber, die, umgekehrt, eine besondere Fertigkeit im crassen Nebeneinandersetzen der Pigmente haben, welches gleichwohl, auch wohl berechnet, einen harmonischen Accord gibt. Innerlich aber ist der schöne malerische Geist, den Gudin darlegt, ganz modern. An seinem „Fahrzeug in Noth“ wird ein künftiger Kenner auf den ersten Blick die Epoche lesen, der es angehört, und die Tonhöhen, die Glanzflächen seiner Marinen sind in demselben Sinne charakteristisch. Im Licht und im Schwung der Wellen-Bewegung kann le Poittevin nicht mit ihm wetteifern; aber die bedeutende Haltung und wohlgeordnete Verdichtung, die das grosse historische Seestück des Letzteren so bewunderungswürdig macht, erkennt man auch auf seinen kleineren Tafeln wieder. Die Strandscene (551), die wir von ihm haben, ist in der Zusammenstellung und Raumbildung musterhaft. Der Strandfuhrmann oder Packer mit dem Gaul hinter sich und dem Karren hinter diesem, der angehalten hat bei einer Fischerfrau, die mit dem Rücken gegen einen ausser Dienst gekommenen Mast sitzt und Steinbullen vor sich liegen hat; von der andern Seite das kleine Mädchen, das auch schon sein Fuhrwerkchen zieht (das Papierchen vorn in's kindliche Wagenstell gespiert, bedeutet wohl gar ein Segel): wie rund beisammen ist diese Gruppe! wie gut bestimmt sind die Figuren, man mag nun das vogelartige Aufblicken der Sitzenden oder die stämmige Ruhe und versichernde Armbewegung des alten Kärrners, oder den derben Gaul ansehen, der in der Verkürzung desto leibhafter dasteht, oder den naiven Rücken des kleinen aufwachsenden Persönchens. Jedes gehört zum Andern und Alles ist natürlich und im Charakter, ohne eine übertriebene Linie. Ebenso ist das Holz des Mastes der da liegt, mit grosser Tüchtigkeit, aber ohne die geringste Ostentation ausgeführt. Die feuchte Luft, um die wohlgeschlossene Gruppe und der Grund sind für die letztere bearbeitet; grade hinter den oberen Linien der Gruppe ist die Luft etwas gelichtet; der Boden des Strandes, wie er sich an's Wasser hin fortzieht, verhält sich in einer angenehmen Leichtigkeit zur Hauptmasse. Weder durch hohe Ausführung, noch glänzenden Reiz oder eingelegtes Interesse macht sich das Bild geltend, sondern durch den guten Styl, der eine beschränkte, aber ächt bildliche Wirkung mit Sicher-

heit und grossem Schein der Unbefangenheit behauptet.

Mehr ein Romaniker im engeren Sinne ist der Chevalier Isabey. Man findet bei ihm mitunter, was unsere Künstler „Todesverachtung“ nennen wenn das Befremdliche oder die Aufopferung von Details, weit entfernt gemieden oder beschönigt zu werden, sich recht gerne sehen lässt. So corrigiren die romantischen Dichter ihre Aufsätze höchst sorgfältig, um den Styl nachlässig zu machen, und besinnen sich sehr auf die unbesonnene Sprache der Inspiration. Isabey lässt sich gelegentlich ein Stück schwarzen Himmel nicht dauern, wenn es ihm einen schlagenden Vordergrund absetzt, und löst Conturen in ein Gewühl von Tönen, um dem Ganzen seine Wärme oder was immer für beabsichtigte Stimmung zu sichern. Dabei aber zeigen wohl auch Beiwerke Gegenstände des Vordergrunds, dass er aufs Tüchtigste und Schärfste auszumalen versteht, wo es ihm darauf ankommt. — Auf der Ausstellung sind von ihm bis jetzt nur zwei Stücke zu sehen, zwei noch zu erwarten; wir sahen aber schon früherhin sehr interessante Proben seiner geistreichen Manier bei Hr. Sachse. — Das kleinere Bild Schmuggler ihre Waaren bergend erinnert uns an grössere Pendants, die wenigstens mit ihm den romantischen Gegenstand und Handlung gemein hatten; denn bekanntlich ist alles, was mit Schmugglern zusammenhängt, romantisch. Es ist aber diess Bild in seinem Mafsstab und Erforderniss fein und tüchtig behandelt. Das Schiff, das Boot daran, die thätig Ausladenden und Empfangenden, Geräth, Taue, Segel, ist alles vortrefflich aus einem conventionellen Grau und Schwarz heraus in frische Luft und breites Licht geschmuggelt, welches mit tiefer Helle auf dem grossen bräunlichen Segel glänzt, das sich gegen sein Nachbarsegel prächtig abhebt. Stangen, Spitzen stehen vor dunklem Himmel mit starker Klarheit ab. Das Holzwerk ist höchst natürlich. — 436: Das Dampfschiff, London“ im Begriff seine Ueberfahrt zu machen, nimmt verspätete Passagiere auf. (c. 2' br.) Hier sind ganz andere Töne, und die Ruhe des vorigen Bildes ist hier nicht beabsichtigt. — Man muss wohl glauben, dass die See ein Proteus sei, wenn man die verschiedensten Färbungen sieht, mit welchen der Marinemaler den Wellen nachlaufen. Blassgrün, orange, dunkelblau, rosenfarb, dunkelgrün, violett — alles kommt vor, gewiss immer mit Grund; hier erscheinen mir die Wellen stärkblau und sogar etwas fettig, so dass ich sie für das Klebmeer des Herrn von Schelmufsky halten könnte, wäre der Schaum, der um die Räder des Dampfbootes und den Kiel aufzischt, nicht so frisch und licht; und das tüchtig rauchende Schiff obwohl es angehalten wird, nicht sichtbar noch im Schuss. Himmel und Atmosphäre sind lebhaft und zusagend getönt; aber ihr Dunkel eben, mit leichtem Roth gestreift, stimmt nicht zur hellen Bläue der Wellen.

Wir haben der Dampfboote noch mehr; eines fährt im Ausfluss der Loire bei St. Nazaire, von F. Perrot. Die Farbe der Fluth hier ist uns gewohnter; dem Hafen in den Grund hinein fehlt es nicht an einer gewissen Luftigkeit; aber der Accord von Himmel und Wasser auf dem verdienstlichen Bilde dürfte etwa leichter und minder veranstaltet, die Bewegung bestimmter sein. — Auf grössere Lebhaftigkeit geht Mozin los (623. über 2' br.) Ein preussisches Schiff an der Küste von St. Malo strandend. Es sind hier viel mässig breite Töne in Aufregung gebracht und auch wieder beruhigt. Die Wogen arbeiten, der Himmel ist stürmisch verhangen, das Schiff im Drang, das Fahrzeug mit rothen Leuten thätig, St. Malo halb verschattet, halb in hellem Licht. Das Ganze ist vielleicht nicht sehr naturwahr; aber zweckmässig geordnet und zusammen gemalt. — Von Dübois hat uns das kleine Seestück (168), welches eine kräftige Frische und im Hervorleuchten der Luft am Horizont eine anmuthige Helle hat, besser gefallen als das grössere Gemälde, das Einfahrt zum Hafen von Calais genannt ist. Wir finden auf dem Letzteren wohl die Farben, die anderen französischen Marinen eine klangvolle Harmonie geben; aber wir finden sie hiernicht gleichsehr zu Tönen ausgebildet und zum Leben der Wahrheit gebracht.

Eine Marine von unserem Krause, die ich in der Nachbarschaft des letzteren Bildes sah, Bollwerk in der Nähe von Havre (508) stach vortheilhaft gegen dasselbe ab, indem seine Wirkung gesammelter, das Wasser bewegter und die Luft an der Seite des Vorwerks satter erschien. Die grössere und höhere Tafel von Krause, Brandung an der spanischen Küste im Königreich Valencia (504) zeigt sein Talent von einer neuen Seite. Während seine Seestücke sonst zum öftern eine kühlfeuchte Luft oder tiefbewölkten Himmel annehmen und in dieser Weise wirksam waren, steht hier der colossale Krystall einer schroffen Klippe in weicher, tiefwarmer, glänzender Beleuchtung eines milden Abendhimmels, dessen Gewölk geröthet und durchschienen ist. Die abbrandenden Wogen reichen in helles Licht, die steilhängende Klippe ist von der warmen Sonne noch unter dem Schalten bespielt, u. Zinnen und Bäume, die aus dem Grunde hinter dem Rücken der Klippe herüberblicken, schimmern durch lauen Duft anmuthig in's Auge. — Verwandt in der schönen Beleuchtung und südlichen Farbestimmung ist das Gemälde von Ed. Agricola (9) Die Sirenen-Klippe, i Galli genannt, bei Capri nach einem Meeressturm (c. 4' 8" br.) Noch ist der Himmel der weiten Scene bewölkt und die See in Unruhe, aber um so leuchtender fällt der heisse Sonnenschein in Lichtlagen und Reflexen zwischen durch auf Wellen und Riffe. Er greift so blinkend um die bräunlichen Zacken der Sirenenklippe herum, dass sie verklärt und beinahe durchsichtig erscheinen; Wellenrücken und die Schimmer des aufsprühenden

Schaumes spielen im Glanz, und die harmonische Klarheit beschäftigt so angenehm das Auge, dass die Empfindung für das Schiff, das unten an der Klippe hängt oder die Gestrandeten, die an ihr hinauf aus der schäumenden Brandung gerettet werden, keine Furcht, keinen schmerzlichen Antheil erleidet. Sie mögen in der reizenden Scene sich vom Schrecken erholen. Schön und licht liegt ihnen Capri, gegenüber mit seinen Kalkwänden und Hochflächen halb unter Sonnehalm im Wolkenschatten. Ferner am gerötheten Horizont der unruhigen See ist Ischia sichtbar. Von geringerer Lebhaftigkeit und Kraft ist desselben Künstlers Ansicht von Amalfi, aus der Grotte bei dem Kapuzinerkloster (7), verräth jedoch wohl in der feinen Zeichnung und einnehmenden Farbe dieselbe Hand. Amalfi, diesen hängenden Garten, diese himmlische Stadt, oder wiesoll man das reizend emporgebaute Panorama nennen, sahen wir auch vor zwei Jahren von Ahlbörn von einer andern Seite, aber ebenfalls sehr glücklich aufgefasst. Hier bildet der weite Bogen der Grotte einen günstigen Rahmen für die Perspektive des terrassirten hohen Uferabhanges und den lichtbestreiften Spiegel der See. Das Kloster hat man über sich, in der Anschauung aber von dieser Grotte aus fühlt man das Ostbehaufte, dass in einer solchen Gegend der Naturdienst nie ganz ausgehen kann, und noch immer das Angesicht, das die Erde hier beut, die jungen Mienen alter classischer Phantasie trägt. — Weil es demselben Himmelsstrich entnommen ist, mag hier das Gemälde von I. Th. Goldstein erwähnt werden (241) Ansicht des Aetna von der Südwest-Seite. Fluss und Blumen, die belebte Brücke im Morgenlicht, die Thäler hintereinander, über welchen der beschneite Feuerberg sich erhebt, könnten mehr malerische Fülle entwickeln; wenn sie weniger mit süßen Glockentönen vorgetragen wären. Es hat aber auch diese Behandlung ihre Freunde. Solche Manichfaltigkeit des Dargebotenen gehört unstreitig mit zum Unterhaltenen einer Ausstellung. Zahlreiche Souvenirs südl. Prospekte und Küsten hat der hiesige Maler W. Brücke ausgestellt (1363 — 74). Sein freundlicher Pinsel ergeht sich in der Heiterkeit der Erinnerung an dortige Naturscenen und in der arglosen Unbefangenheit auch des Lebens und Treibens des Menschen.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten

über das Städel'sche Kunst-Institut (zu Frankfurt am Main) durch die Administration desselben veröffentlicht im August 1836.

Nach dem Wunsche des Stifters dieses Institutes, Johann Friedrich Städel's (gest. d. 2. December 1816) sind im laufenden Jahre zum ersten

Mal diese Nachrichten (8 S. in gr. 4) erschienen, welche von dem Fortgange und den Wirkungen desselben Kunde geben. Verschiedene Umstände, unter denen besonders ein Prozess mit den Städel'schen Instat-Erben hemmend einwirkte, waren Ursach, dass bisher noch keine Nachrichten der Art mitgetheilt werden konnten. Erst seit wenigen Jahren, nach Beendigung des genannten Prozesses, hat das Institut seine volle Thätigkeit zu entwickeln begonnen. Wir geben im Folgenden einen Auszug aus diesen mannigfach interessanten Nachrichten.

Die Administration des Instituts wird durch eine Gesellschaft von fünf Männern gebildet. „Die Aufgabe dieser Administration musste dahin gerichtet sein, nächst der sorgfältigsten Verwaltung der Stiftungsfonds, tüchtige Männer vom Fache zur Lehranstalt, und zur Unterstützung im Allgemeinen sowohl, als insbesondere in Fällen, wo es auf technische Kenntnisse ankommt, zu berufen, sich selbst aber vorzubehalten, die Anstalt von jeder einseitigen Richtung in dem Kunststreben und der Kunstliebe zu bewahren, und jeden ächten Zweig der Kunst, von welcher Art er sein möge, anzuerkennen, damit die Anstalt in ihrer allmählichen Ausbildung die verschiedenartigsten Talente anrege, und vorzüglich dem gebildeteren, ausgezeichneteren Geschmack durch ausgezeichnete Leistungen Befriedigung gewähre.“

Die Kunstschule des Instituts steht seit dem J. 1830 unter der Leitung des Malers Philipp Veit, nachdem Fr. Overbeck in Rom den Antrag zur Uebnahme derselben abgelehnt hatte. Hr. Veit ist zugleich Direktor der Gemälde-Galerie. Die Kunstschule zerfällt in die Lehrfächer der Malerei, Sculptur und Architektur, in welchen der Elementar-Unterricht vom höheren Unterricht gesondert erteilt wird. Am Elementar-Unterricht nehmen Handwerker gemeinschaftlich mit jungen Künstlern Theil, und es ist somit zu hoffen, dass eine solche Einrichtung in der Zukunft die erfreulichsten Erfolge für eine durchgreifende Bildung des Geschmackes zeigen wird. „Der patriotische Stifter unserer Anstalt scheint vorausgesehen zu haben, von welcher Bedeutung für das Wohl seiner Vaterstadt die Entwicklung technischer Fertigkeiten und künstlerischen Geschmacks unter denjenigen Handwerkern werden würde, deren Gewerbe in einiger Beziehung zu den Künsten steht. Zum Theil also wohl desshalb, und zum Theil auch weil der Künstler seine Laufbahn früh beginnen muss, ohne dass

man dagegen schon aus einer in der Jugend zur Kunst hinneigenden, oft nur oberflächlichen Richtung mit Sicherheit auf wirkliches Künstler-Genie schliessen könnte, so dass eine frühzeitige definitive Bestimmung zur Kunst oft noch mehr als eine völlige Abweisung zu bedauern sein würde, — aus diesen Gründen scheint Städel, obwohl er ein 'eigentliches Kunstinstitut hauptsächlich begründen wollte, die Errichtung einer Lehranstalt verordnet zu haben, welche in ihren ersten Stufen einen für Künstler und Handwerker gleichmässigen Unterricht zu gewähren hätte. Erst nach durchgegangenem Elementarunterricht, wenn sich nach der Lehrer Zeugnisse entschiedenes Künstlertalent zeigt, soll daher in unserer Lehranstalt der eigentliche Kunstunterricht beginnen, der sich mit Arbeiten unter den Augen des Meisters und neben ihm zu schliessen hat.“ — Ausser einigen anderweitigen Vergünstigungen wird dann noch erwähnt, dass einige als besonders talentvoll ausgezeichnete Kunstjünger zur Fortsetzung ihrer Studien im Auslande Unterstützungen erhalten haben oder noch erhalten.

Zum Locale des Instituts wurde ein bedeutendes Gebäude angekauft, welches, nach vorgenommenen Einrichtungen und Anbauten, genügenden Platz zur Entfaltung der verschiedenen Zwecke des Instituts gestattete.

Die vom Stifter hinterlassene Sammlung von Gemälden, Handzeichnungen und Kupferstichen bildet eine öffentliche Gallerie, welche im Verlauf der Zeit (zum Theil schon vor dem Beginn des erwähnten Prozesses) durch sehr werthvolle Erwerbungen, namentlich auch durch eine Sammlung von Gypsabgüssen der vorzüglichsten Antiken, erweitert worden ist. „Durch Uebereinkunft mit dem Vorstand des löblichen Museums wurden die im J. 1807 von dem Fürsten Primas und Gross-Herzog von Frankfurt aus den aufgehobenen Kirchen und Klöstern dieser Anstalt verehrt, und ausschliesslich aus der altdeutschen Schule herrührenden Bilder schon im J. 1824 in unseren Sälen aufgestellt, und noch jetzt bilden sie, so lange es der Raum gestattet, einen Theil der Gallerie des Instituts.“ — Ebenso hat die Administration Sorge getragen, ihre Sammlung auch durch Werke der gefeiertsten Meister unserer Zeit zu bereichern.

An der Ausführung bedeutender Aufträge wird eifrig gearbeitet; auch ist Hr. Direktor Veit schon seit längerer Zeit mit Ausführung grosser historischer Bilder al fresco in einem besonderen Saale beschäftigt. — Die Kupferstichsammlung und Kunstbibliothek steht an bestimmten Tagen der Benutzung des Publikums frei. Aeltere, weniger allgemein verbreitete Kupferstiche, so wie Handzeichnungen werden in Rahmen unter Glas in den Zimmern der Gallerie aufgestellt, und damit in der Regel alle 14 Tage gewechselt. Um den Kunstfreunden Gelegenheit zu geben, davon noch mehrere kennen zu lernen, ward die Einrichtung getroffen, den Abend eines Wochentages im Winter Kupferstiche im Zirkel zu zeigen, und gebundene Kupferwerke der Bibliothek vorzulegen. Da es nicht möglich ist, an der auf diese Weise veranstalteten Kunstbeschauung ein grosses Publikum Theil nehmen zu lassen, so konnte keine öffentliche Bekanntmachung darüber ergehen, sondern man beschränkte sich, die bekannten Kunstliebhaber und Künstler davon zu benachrichtigen, und sie zu bitten, diejenigen Personen, welche daran Interesse finden, zu jenen Besuchen einzuführen.

Ausserdem wurden von der Administration besondere Locale zur Ausführung von Kunstwerken oder zum Copiren der besseren Bilder der Gallerie (letzteres an den nicht öffentlichen Tagen auf der Gallerie selbst) eingeräumt. Es ward für öffentliche Ausstellung bedeutender Kunstwerke in den Sälen des Instituts Sorge getragen, dem Frankfurter Kunstverein ein eigener Saal im Nebengebäude zu freier Benutzung überlassen und endlich wurden 50 Actien dieses Vereins unterzeichnet.

### Kunstnachrichten.

Am 12. September wurde zu Osnabrück das kolossale Standbild Justus Möser's feierlich enthüllt; die lebhaftesten Gefühle der Begeisterung für den Gefeierten und für den Künstler, Hr. Friedrich Drake aus Berlin, nach dessen Modell das Standbild gegossen war, thaten sich hierbei in mannigfacher Weise kund.

Am 23. September starb zu München der Inspektor der Königl. Erzgiesserei, Hr. Stiglmair.